



Foto: segovax



Karl-Markus Gauß führt die wohl renommierteste österreichische Literaturzeitschrift *Literatur und Kritik*.

Sie hören ein Gespräch, das Anna Rottensteiner mit Karl-Markus Gauß anlässlich der Veranstaltungsreihe von 8ung Kultur und Literaturhaus am Inn DAS FREMDE ZUHAUS am 29. März 2011 geführt hat.

Hören unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/mp3/gauss.mp3



Deine Blicke wie
sie etwas schälen
aus meinem Gesicht die Mauern
abtragen Stein
um Stein beginne ich

weitere Gedichte unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/pdf_special/mayr-kerstin.pdf



Foto: Privat

Kürzlich stoße ich auf Folgendes: «diese geschichte spiele in berlin, hätte ich selbst gesagt, keine sorge, diese geschichte spiele nicht in ruanda, sie spiele nicht im sudan oder in algerien, sie spiele überhaupt nicht in afrika». So Kathrin Röggla in «das recherchegespenst». Meine Sorge ist gar nicht, dass Geschichten nur ja nicht in Afrika «spielen». Mich treibt die Frage nach afrikanischer Literatur selbst um, nicht moderne, nein, traditionelle. Aus dem Stand fällt mir dazu nichts ein, im Sitzen – googelnd und Lexika wälzend – finde ich nichts Vernünftiges. Der Artikel über «Die traditionelle Literatur des Schwarzen Afrika» im Kindler vermittelt bloß Dunkles und Mulmiges. Raoul Schrott, der sich unlängst das Altägyptische anverwandelt hat, lässt vermutlich in vollem Bewusstsein um diese Dunkel- und Mulmigkeit die Finger davon. In seinem Logbuch «Die

fünfte Welt» berichtet er bloß von einem auf einer frei stehenden Felsnadel eingeritzten Bildstreifen, einer «Erzählung, älter als jede Schrift [...], halb vom Wind wieder abgeschliffene Figuren, die das ewig Gleiche erzählen: dass jede Geschichte nichts anderes ist als eine Spur im Sand und Geröll». So gesehen ist es nur eine Frage der Zeit, bis sich irgendwann die Frage stellt: Was ist denn nun mit der traditionellen Literatur des Lichten Europa? Alles «eine Spur im Sand und Geröll»?

Aber soweit sind wir noch nicht. Also weiter im Text, diesmal Hans Christoph Buchs Romanessay: «Er sperrt den Gefangenen in einen Getreidespeicher, aus dessen Innerem monotoner Sprechgesang dringt, bei dem es sich nach Auskunft der Umstehenden um eine Totenklage handelt». Was genau der zum Tode Verurteilte von sich gibt, wird

nicht wiedergegeben. Gert Chesi, ein anderer Afrika-Reisender über fünf Jahrzehnte, spricht viel mit den Eingeborenen und resümiert: «Das Schöne an den Legenden ist ihre Vielfalt und Lebendigkeit, das Ärgerliche, dass sie ein bizarres Machwerk seltsamster Unwahrheiten sind, mit denen man sich in einem anderen Rahmen nicht befassen würde.» In meinem aber schon. Um sich allerdings damit befassen zu können, müsste man diese Literatur lesen können. Aber: „Sie verfügen nur über eine begrenzte, mündlich überlieferte Literatur, ein magerer Ersatz für geschriebene Texte, die über Jahrhunderte befragt werden können“, heißt es bei V. S. Naipaul. Weil dem nun einmal so ist, weil die traditionelle Literatur des Schwarzen Afrika nun einmal dunkel und mulmig ist, seien ersatzweise folgende Bücher empfohlen:

Kathrin Röggla: *die alarmbereiten*. Frankfurt/M.: Fischer Verlag 2010 – Raoul Schrott: *Die Fünfte Welt. Ein Logbuch*. Innsbruck/Wien: Haymon Verlag 2007 – Hans Christoph Buch: *Apokalypse Afrika oder Schiffbruch mit Zuschauern*. Ein Roman-Essay. Frankfurt/M.: Eichborn 2011 – Gert Chesi: *Afrika. Die Magier der Erde*. Innsbruck: Studienverlag 2010 – V.S. Naipaul: *Afrikanisches Maskenspiel*. Einblicke in die Religionen Afrikas. Frankfurt/M.: S. Fischer 2011

Der 2003 verstorbene, französische Autor Jean-Pierre Abraham verbrachte in den 1960er-Jahren drei Jahre auf einem Leuchtturm in der Bretagne. Aus dieser Zeit stammt sein Tagebuch *Armen*, eine Standortbestimmung der Einsamkeit, die auf Deutsch unter dem Titel *Der Leuchtturm* erschienen ist.

Die Schlichtheit des Lebens

„Armen“ ist der Leuchtturm der Bretagne, der am weitesten von der Küste entfernt liegt. Sein Name kommt aus dem Bretonischen und bedeutet „der Stein“. Ein Sinnbild der Einsamkeit. Der französische Autor und Journalist Jean-Pierre Abraham, geboren 1936 in Nantes, war auf „Armen“ drei Jahre lang Leuchtturmwächter. In einem Tagebuch, das er 1967 veröffentlicht hat, hinterließ er der Leserschaft ein bewegendes Zeugnis aus diesem Leben abseits des Lebens. Er beschreibt die Arbeit auf dem gerade hundert Quadrat-

meter großen Stein im Atlantik, den Umgang mit den eigenen Gedanken und dem Kollegen und natürlich den Wind, das Licht, das Meer. Ja, das Meer, im Osten des Leuchtturms wirkt die See beruhigend, in dieser Richtung liegt auch die Küste, im Süden fangen die Wärter die besten Fische, doch das „Meer im Westen, das ist der Ozean“, das Unermessliche. In seinen Schilderungen feilt Abraham an den Tugenden Kürze und Präzision, klebrige Romantik bleibt außen vor.

Als habe der junge Tagebuchschreiber an das Spiel „welche drei Bücher kommen auf die einsame Insel mit“ gedacht, hat er drei Bände eingepackt. Einen Bildband über den holländischen Maler Vermeer, einen Bildband über ein Zisterzienserkloster und Gedichte von Pierre Reverdy. Die Bücher kennt er auswendig, braucht sie nicht mehr, unter tags liegen sie in einer Holzkiste. „Es ist, als müsste ich durch sie hindurch, um jene wahrhaftige Einsamkeit zu erreichen,





über die es nichts mehr zu sagen gibt“, ist dazu am 27. November um 22 Uhr notiert.

Das Klappern der Holzschuhe untermalt die täglichen Verrichtungen im Leuchtturm, die sich der Tagebuchschreiber und ein zweiter Mann, je nach Dienstrad Martin oder Cles, aufteilen: Messing und Glas putzen, alte Farbe abschaben, die Prismen in der Laterne entstauben, Reparaturen und Arbeiten in der Küche. In den sechziger Jahren musste das Feuer der Leuchttürme eben noch von Menschen gehütet werden. Die Winterstürme in dem geschilderten Jahr brechen heftig herein. Nicht immer kann Henri mit seinem Boot anlegen und die Männer von ihrer Schicht ablösen. Eine Hochflut drückt die Eingangstür ein, das Wasser reicht bis zu den ersten Fenstern und in einem Moment der Angst entdeckt man die Freundschaft. Wie Bilder zeigen, liegt der Leuchtturm „Armen“ (zwischen 1867 und 1881 errichtet) wahrlich im tosenden Atlantik.

Er wurde auch die Hölle der Hölle genannt, weil einst die Schiffe an den Felsen dort zerschellten. Abraham berichtet, dass jedes Jahr zur Sommersonnwende nur ein paar Stunden gebaut werden konnte.

Jean-Pierre Abraham wollte auf dem Leuchtturm „die Schlichtheit des Lebens fassen“. Mit seinem Buch hat er dieses Unternehmen ganz wunderbar in Sprache gekleidet.

Jean-Pierre Abraham. *Der Leuchtturm*. Aus dem Französischen von Ingeborg Waldinger. Jung und Jung Verlag, Salzburg/Wien 2010, 159 Seiten.

Sabine Strobl-Auckenthaler studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Romanistik an der Universität Innsbruck und ist Kulturredakteurin bei der Tiroler Tageszeitung.